

Der verborgene Himmel: Evangelische Spiritualität im Alltag (thematische Hinführung)

Aus der Zeit gefallen – so scheinen heute viele religiöse Bräuche und Traditionen. Wir verstehen kaum noch, was uns die Architektur historischer Kirchen sagen will. Mühsam buchstabieren wir die Worte alter Kirchenlieder nach. Christlicher Glaube ist gerade in seiner evangelischen Erscheinungsform eine recht nüchterne Angelegenheit geworden:

Allein die Gnade, allein die Schrift – die reformatorische Besinnung auf den Kern des Evangeliums war ein notwendiger Schritt in einer Zeit, da religiöser Wildwuchs in Form von Reliquienkult und Ablasshandel unheilsame Blüten trieb. Durch das Bewusstsein, allein mit seinem Gewissen an Gott und die Welt gebunden zu sein, bekam zudem die Eigenverantwortung großes Gewicht für das Alltagsleben evangelischer Christen.

Doch wie sieht dieser Alltag heute aus? Die barocke Vielfalt liturgischer Ausdrucksformen im Gottesdienst löste sich im Zuge der Aufklärung zunehmend auf. Der 1811 verordnete „Preußentalar“ der evangelischen Geistlichen ähnelt nicht zufällig einer Anwaltsrobe, und bei der Aufarbeitung kirchlicher Versuchungen und Verfehlungen in den 1930er Jahren wertete man seinerzeit verbreitete Frömmigkeitsformen verurteilend ab als eine sentimentale, gesellschaftlich zu unkritische Geisteshaltung.

War die evangelische Kirche und ihre Verkündigung schon immer pragmatisch geprägt und bildungsorientiert, wurde dieses Profil zusehends einseitiger: Schon vor 100 Jahren sprachen Theologen mit Sorge vom „Sterben der Sakramente“; Zweckorientierung und eine bis ins Letzte durchrationalisierte Umwelt lähmen heute die Sprach- und Hörfähigkeit vieler Christen. Der Blick nach innen, der Blick in den Himmel – beides ist selten geworden, und damit die geistige Kraft des Glaubens für die Alltagsbewältigung geschwächt.

Religiosität, Spiritualität, Frömmigkeit – welchen Begriff man auch verwendet, sie alle haben keine Funktion im eigentlichen Sinn, keinen weitergehenden Zweck, keinen platten Nutzen: Religion will und soll die ruhende „Mitte des Lebens“ sein, die uns innere Heimat, Halt und Orientierung bietet, um mit klarem Kopf und ruhigem Herzen den Anforderungen der Welt gerecht zu werden. Geistliches Leben ist dabei kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit: Wir sehen, was passiert, wenn Menschen versuchen „vom Brot allein“ zu leben. Schon Augustin schrieb: „Die Erinnerung an Gott verlieren, heißt das Leben vergessen“.

Indem wir aus unseren Alltagsgedanken und –handlungen heraustreten, uns eigene Ohnmacht gestatten und für etwas weit Größeres öffnen und wieder zuhören, werden wir zugänglicher für Gottes Wort, für Trost, Vergebung und den Ruf zur Nachfolge. In dieser Zuwendung kommen wir zur Ruhe und finden wir oft auch wieder besser zu uns selbst, was freilich nicht immer angenehm ist:

Gebet, Besinnung, Anfechtung – die drei Wesenselemente christlicher Spiritualität machen deutlich, dass es dabei nicht nur um Höhenflüge geht, sondern auch um eine mitunter schmerzhaft „Erdung“. Sie ist unverzichtbarer Teil der Antwort auf die Frage nach einem wahrhaftigen, selbst-bewussten Leben. Hilfreich ist es dabei, die eigene Frömmigkeit nicht ständig neu zu erfinden, sondern ihr neben festen Formen eine tragende Struktur zu geben:

Verbindliche Tageszeiten für das Lesen von Psalmen, Gebetstexten oder Liedern aus dem Gesangbuch (z.B. von Paul Gerhardt oder Jochen Klepper) verschaffen uns die nötigen Freiräume und befreien zugleich von der eigenen Sprachlosigkeit. Sie können zu einer guten Gewohnheit werden und zu einer Einübung in den ruhigen, gleichmäßigen Atem des Glaubens, der uns immer wieder neue Kraft für die geistige Annahme und Bewältigung des Alltags gibt.

Chancen christlicher Spiritualität im Alltag: Eine fremd gewordene Tugend im Kontext von kirchlicher und säkularer Praxis, johanniterlicher Verpflichtung wie persönlicher Lebenshilfe (Impulsreferat)

Steigt man ein in ein Gespräch über Chancen, z.B. im Personalbüro, dann stehen die Dinge meist nicht zum Besten: Chancen werden vor allem dort gesehen, wo es großen Verbesserungsbedarf gibt. Chancen haben immer auch ein lästiges Gefolge, nämlich die drohenden Risiken. Und die berühmte „zweite Chance, die ja jeder verdient“ trägt oft schwer am Erbe eines vorangegangenen Scheiterns, wird eher mit banger Sorge als mit Zuversicht ergriffen.

„Chancen christlicher Spiritualität im Alltag“: Danach fragt zunächst vielleicht jemand, der wie ich durch Theologiestudium, Pfarrerehe und ehrenamtliche Verkündigungspraxis schon leicht „milieugeschädigt“ ist, oder unverwirklichte pastorale Sehnsüchte hat. Als akademisches Thema begegnet die Frage eher selten: Nur zwei aktuelle und ernstzunehmende Fachbücher waren bei Amazon zu finden. Stöbert man weiter durch das Internet, tauchen immerhin einige interessante Beiträge auf, die unabhängig voneinander übereinstimmend vor allem eines tun: Verluste beklagen und aufrufen zu einer Neubesinnung. Diese Struktur will ich gerne übernehmen.

Der französische Soziologe Alain Ehrenberg schrieb vor 20 Jahren ein Buch mit dem bezeichnenden Titel „Das erschöpfte Selbst – Depression und Gesellschaft in der Gegenwart“. Er geht darin ein auf die dramatische Zunahme psychischer Belastungen in unserer Zeit – einer Zeit, die doch eigentlich profitieren sollte von vielen positiven Errungenschaften der letzten Jahrhunderte und Jahrzehnte, wie Meinungsfreiheit, Eigenverantwortung usw. Quasi als Nebenwirkung, so meint Ehrenberg, macht uns all dies zugleich aber anfällig für die „Krankheit der Verantwortlichkeit“:

Durchaus vergleichbar mit Luthers brennender Frage „wie kriege ich einen gnädigen Gott?“ sieht sich der moderne Mensch immer mehr einem latenten Gefühl drohender Minderwertigkeit ausgesetzt – wenn seine Begrenztheit, seine Unvollkommenheit in den Blick gerät, ist es mit der Herrlichkeit jener schönen neuen Welt der selbstbestimmten Autonomie nämlich ganz schnell vorbei.

Die Eigenverantwortung, schon seit Kant die „Maxime unseres Handelns“, und seit Nietzsche und Heidegger Ausdruck des erwachsenen oder zumindest erwachenden Menschen, sie bekam noch einmal entscheidenden Auftrieb nach den Schrecken des 2. Weltkriegs. Als eine Reaktion auf das damals verbreitete, aber missbrauchte Ideal der Disziplin und des Gehorsams prägt sie seither das Leitbild unserer Gesellschaft.

Wir Protestanten vermögen darin ja sogar noch eine Entsprechung zu sehen zur vielbeschworenen „Gewissensbindung“. Wir binden uns nicht an Päpste und Kardinäle, an Kanzel und Konzilien. Allein aus Gnade, allein mit der Schrift, allein durch den Glauben – wir sind geübte Meister der Konzentration, wir sind nüchterne Geister, stehen einzigartig und allein vor Gott - und es schmeichelt unserer Eitelkeit nicht wenig, uns so direkt verbunden zu sehen mit dem Allerhöchsten!

„Wir Protestanten haben es viel schwerer als die Katholiken“, sagte mir mal ein Professor für Ökumene, und belegte dies auch gleich mit einer Statistik neurotischer Erkrankungen. Nun, das allein ist keine Schande: Die Frage ist nur, ob es uns nicht manchmal zu schwer wird, ob wir uns bisweilen nicht zu viel zumuten, wenn wir umgekehrt zu wenig Kraft schöpfen aus anderen Quellen. Der Bedeutungsverlust christlicher Spiritualität in der evangelischen Lebenspraxis jedenfalls trägt m.E. erheblich dazu bei.

Anders als in der katholischen Volksfrömmigkeit vollzog sich die Erosion spiritueller Rituale im Protestantismus schneller und gründlicher. Dort, wo in der alten Dorfkirche der Altarraum noch als „kleines Paradies“ gestaltet ist, in das man sich zum Abendmahl hineinbegibt und aus dem man dann gestärkt wieder in die

Welt hinausgeht, kann der Gottesdienstbesucher gar nicht umhin, Sinneseindrücke aufzunehmen. Doch schon im 18. Jh. waren solche bäuerlichen Stilleben verpönt: Der Altar schließt mit einer Wand ab, hinter der nur für gut geschulte Insider erahnbar die lautere Ewigkeit hindurchblinzelt. Formen und Vielfalt der liturgischen Ausdrucksmöglichkeiten lösen sich im Zuge der Aufklärung immer weiter auf oder unterliegen einer fortschreitenden „Verzwecklichung“.

Die Spiritualität hat fortan in der Kirche keinen weiten Raum mehr: Der 1811 verordnete „Preußentalar“ gleicht nicht zufällig Anwaltsrobe und Gelehrtenmantel, gutbürgerliche Rechtschaffenheit nimmt den Platz ein, wo noch vereinzelt theologische Großherzigkeit und mystische Elemente zu finden waren. Ihre Rückzugsgebiete sind fortan abgegrenzte Milieus: Gemeindliches Brauchtum, Haus- und Stuhlkreise, Losungen.

Sie wurden gleichsam Reservate für die evangelische Frömmigkeit – ein Begriff, der etwas altbacken nach Biedermeier klingt, hier aber vom Grundsatz her dasselbe meint wie Spiritualität. Und was einst gesellschaftsfähig, ja sogar Konvention war, gerät als Abgrenzungsbewegung zunehmend in ein schiefes Licht.

Erkenntnisse aus der modernen Wissenschaft, nicht zuletzt der Psychologie als „Lehre von der Seele“ wurden von manchen als Lösung aller Welträtsel überbewertet, in frommen christlichen Kreisen dagegen oft so lange geleugnet, bis die letzten zmd. vernünftigen Argumente ausgingen. In den USA, wo über die Auswanderer reformatorische Splitterbewegungen zu staatstragenden Institutionen heranwuchsen, begegnen mitunter noch heute solche befremdlichen, aus der Zeit gefallenem Frömmigkeitsstile.

Aus der Zeit gefallen – das gilt seit dem 20. Jh. Aber auch für andere Ausdrucksformen von Religiosität: Stimmungen, Gefühllichkeit, Anlehnung an archetypische Rituale, das wurde gerade von den Theologen sehr kritisch hinterfragt. Der in seinen emotionalen Bedürfnissen verführte Mensch, abhängig vom „Opium für das Volk“, entsprach nicht mehr dem Bild vom aufgeklärten Menschen, und sein einfältiger Glaube nicht mehr der Weise, wie Gott als der „ganz andere“, als der so gar nicht mit unserem kleinbürgerlichen Alltag in Verbindung zu bringende zu würdigen war.

Heute hat man solche Ansichten zum Glück revidiert. Den Theologen springen v.a. die Soziologen zur Seite, die erkannt haben: Jeder Mensch - auch ohne religiöses Vorwissen - braucht lebensnotwendig eine innere Weltansicht als „Sinnmatrix“, und die braucht wiederum Stabilität und Routine, um zu bestehen. Das erklärt auch, warum in unserer vermeintlich gott-entwöhnten Welt so unglaublich viele quasi-religiöse Leitbilder in die Selbstwahrnehmung von Menschen hineinwirken.

Was bedeutet das? Dürfen wir auf eine Wiederkehr, auf die vielbeschworene Renaissance einer wie auch immer gearteten Religiosität hoffen, oder erleben wir nur gerade ihre Transformation? Der heutige, oft heimliche „Hunger nach Spiritualität“ steht zumindest anders als vor 500 Jahren gänzlich unverbunden und ungeschützt neben einer bis ins Letzte durchrationalisierten Wirklichkeit. Das macht es nicht einfacher, und ich wage zu behaupten, dass wir Spuren davon auch im allerorts blühenden Populismus entdecken:

Die individuelle Sinnsuche greift in den sozialen Raum über. Die vom Versorgungsstaat einst von der Kirche übernommene Betreuerrolle der Bevölkerung verliert in Pluralismus, Globalisierung usw. an greifbarer Substanz, ohne dass sich Alternativen anbieten. Wo feste Bezugsrahmen in Auflösung begriffen sind, können sich Sinnhorizonte und eben auch Spiritualität nicht mehr geordnet entfalten.

So haben wir es vielfach mit einer Patchwork-Kultur religiöser Analphabeten zu tun, leider auch im christlich-kirchlichen Umfeld. Sie alle leiden an einer immer stärker empfundenen Spannung von Segmentierung, Granulierung gegenüber angestrebter Ganzheitlichkeit – wobei dieser Begriff mittlerweile fast reflexartig assoziiert wird mit fernöstlichem Gedankengut.

Wolfgang Huber, ehm. Ratsvorsitzender der EKD sieht diese Entwicklung geprägt von zwei gegenläufigen Bewegungen: Wir erleben einen Abbruch tradierter Frömmigkeitskulturen, und das nicht erst seit gestern, sondern schon seit vielen Jahrzehnten. Dieser Abbruch vollzieht sich zudem nicht nur am Rand, sondern auch in der Mitte der Kirche. Beklagt wird er interessanterweise auch nicht mehr nur von „Ewiggestrigen“, sondern als ein Verlust empfunden auch von jungen Christen, ehren- wie hauptamtlichen Mitarbeitern, die sich mehr geistliche Leistung und Kompetenzen wünschen.

Daneben ist aber auch ein neuer Aufbruch der Spiritualität zu beobachten, wobei Sie gerne auch das Wort „Frömmigkeit“ im Hinterkopf behalten dürfen – wir meinen hier das gleiche. Ora et labora, Kontemplation und Kampf, Auszeit im Kloster und Wiedererstarben von Kommunitäten: Das ist in der Tat noch eine relativ junge Entwicklung, begleitet von überaus starken persönlichen wie gemeinschaftlichen Impulsen.

So oder so: Spiritualität ist ein Thema unserer Zeit, wie es zugleich eine Konstante jeder Religion, insbesondere aber der christlichen und in eigener Profilierung auch des Protestantismus darstellt. Damit werden wir uns morgen im Workshop näher befassen, also einmal mit der historischen Entwicklung und dann in einem zweiten Teil mit der aktuellen Definition und Praxis christlicher Spiritualität.

Eines darf ich Ihnen dabei schon jetzt verraten: Ich bin kein Experte in angewandter Spiritualität, und erhoffe mir genau wie sie Anregungen aus unserer Mitte, aus den Gesprächen und Arbeitskreisen. Danken möchte ich an der Stelle für die Organisation dieses Wochenendes, für Ihre große Geduld mit meinen langatmigen Ausführungen wie auch für den mir damit auferlegten Druck, mich gründlicher mit dem Thema zu befassen: Angesichts meiner beruflichen Angespanntheit war das schon fast eine kleine Therapie für die Seele! In diesem Sinne möchte ich uns vor dem geselligen Ausklang noch den Abendsegen sprechen und bitte Sie, dass wir zur Einstimmung gemeinsam das Abendlied Nr. 266, Strophen 1-5 singen.

Material:

Autobiographie in fünf Kapiteln, Portia Nelson

INVICTUS, William Ernest Henley

Du bist so jung wie deine Zuversicht, Albert Schweitzer

Mondnacht, Joseph Eichendorff

Sonnengesang, Franz v. Assisi

Der Mond ist aufgegangen, Mathias Claudius

Ein Lämmlein geht, Paul Gerhardt

Biblische Impulse:

1Kön 19, Ps 139, Lk 24, Joh 4, Mt 6, Eph 4, Gal 5